

"I bin doch bloß a oifache Schreinersfrau"

Über die Bedeutung Mündlicher Geschichte für das Humpis-Museum

Von Wolfram Frommlet

Die Zeiten scheinen vorbei, als man sich in Museen entlang quälte an Glasvitrinen mit dem Biberpelz des Markgrafen, dem Nachtopf des Erztabtes und Büchern, in denen man nicht blättern konnte, an Wandtafeln, die zu lesen einem Rückenschmerzen bereitete. Tote Materie, eingemottete Geschichte, die nicht ins Heute überspringt.

Moderne Museen und damit die Geschichte sollen leben, das ist gut so. Nur wirkt manches, was als "interaktives Museum" daher kommt, wie ein "event hopping" durch die neuen Techniken: aus Wänden hört man Stimmen, die Lautsprecher sind verdeckt, erst mit präziser Positionierung vermag man zu verstehen, was gesagt wird, so nicht ein paar Meter weiter die nächste Hörquelle rauscht; man muss mit Kopfhörern und drahtlosem Sender eine markierte Linie betreten, damit Menschen hinter Glaswänden zu reden beginnen. Ein Schritt daneben, vorbei. Mal gilt es, auf "touch screen" Flächen Hand aufzulegen, wo andere ihre Spuren schon hinterlassen haben, bis Bilder sich bewegen, Stimmen ertönen, mal gilt es durch ein Menu am Bildschirm zu navigieren, Zeitzeugen beginnen zu reden, wäre nicht der Besucher am PC nebenan allzu hörbar in einem anderen Menüpunkt; mal rauschen aus Kopfhörern sterile Sprecher, die historische Dokumente lesen, aber den Dialekt der Region, die soziale Färbung der Personen, die verlebendigt werden wollen, nicht beherrschen.

So richtig die Intention – dass hinter Dokumenten und Gegenständen Menschen zu Wort kommen – gelegentlich wirken die neuen Medientechnologien, als ginge es Museen primär darum, in der Mediengesellschaft dabei zu sein.

Auch im künftigen Humpis-Museum wird, neben vielen Exponaten, die Geschichte der Stadt zu hören, zu sehen sein. Mit Menschen dieser Stadt, jeder ein Stück gelebte, erlebte Geschichte . Vergangenheit, die im Erzählten weiterlebt. Noch ist offen, welche und wie viel neue Medientechnologie eingesetzt werden wird – sicher ist nur: nicht, um im Medienhype dabei zu sein, sondern um einem relativ jungen Bereich der Geschichtsforschung und – Darstellung einen angemessenen Platz einzuräumen – der "oral history". Mündliche, erlebte & erzählte Geschichte. Oder doch eher persönliche Geschichten, subjektive Wahrnehmungen, was wahr war, was wichtig war zu einer bestimmten Zeit, an einem Ort, in einem Beruf.

Seit Mitte 2006 drehe ich mit den Kameraleuten Beppo Berger und Paul Grom filmische Dokumentationen über Ravensburger Zeitzeugen, über ungewöhnliche Lebensgeschichten, über Berufe, über Familien, die diese Stadt geprägt haben. (Davor hat bereits der Filmemacher Jürgen Bretzinger den alten Humpis-Wirt und Bewohner des Viertels um das Museumsareal dokumentiert.) Die Filmdokumentationen werden, in Wechsellausstellungen eingebettet, in unterschiedlichen Versionen, zu unterschiedlichen Anlässen gezeigt werden.

Zum Verständnis dieses Projektes, das zusammen mit Stadtarchivar Andreas Schmauder konzipiert wurde und, so wie es wächst, immer wieder revidiert, verändert wird, einige Hintergründe, Erfahrungen mit dokumentarischer Arbeitsweise, mit "oral history", mit Zeitzeugen, die für diese Arbeiten Quellen der Erfahrung waren.

Mitte der Siebziger Jahre entwickelten wir in einer interdisziplinären Redaktionsgruppe des WDR Fernsehens die Reihe "Vor Ort". Sendezeit Samstag Abend, zwei Stunden live. Manchmal sogar mehr. Wir sendeten mit der damals noch aufwändigen Technik, mit Übertragungswagen, von Orten in Nordrhein-Westfalen, an denen sich eine andere Kultur entwickelt hatte, außerhalb von subventionierten Theatern, Museen oder Städtischen Bibliotheken. In umgebauten Fabrikhallen, in den ersten kommunalen Kulturzentren zeigten wir vorher gedrehte "Einspielfilme" über das Leben der Menschen "Vor Ort", Geschichten, in denen Staublungen vorkamen und Streiks, Unfälle und Hunger, aber auch Arbeiterkultur, die Burgen & Wasserrädern in den Bergwerkssiedlungen, die geliebten Brieftauben unterm Dach, Geschichten von der alten Heimat in Polen und in Anatolien, von Migration und Integration, und oft lasen schreibende Arbeiter, zeigten Kumpels ihre "naive Kunst" aus Eisen, Beton und Grubenholz (manches, wer hätte dies damals geahnt, landete später in Museen!), die Bergmannskapellen spielten die alten Weisen, es erklangen Lieder aus der Arbeiterbewegung, die den Faschismus überlebt hatten.

Der "Werkkreis Literatur der Arbeitswelt" hatte Menschen zum Schreiben gebracht, die früher kein Buch gelesen hatten. Der Kunsthistoriker & Denkmalpfleger Roland Günter rettete die älteste Arbeitersiedlung in Oberhausen-Eisenheim vor dem Abriss, es entstanden "Arbeiterinitiativen", die ihre Siedlungen, unter anderen auch in Gelsenkirchen, gegen die Privatisierung verteidigten. Was der Faschismus zerstört hatte, begannen sie wieder zu entdecken – ihre eigene Kultur. Und damit ihre Geschichte. Janne Günter war im Ruhrgebiet eine der ersten, die den in England und den USA entstandenen Begriff der "oral history" umsetzte – mündliche Geschichte von Zeitzeugen, in einer Sprache, die nicht in Büchern, und

schon gar nicht im Schulunterricht vorkam. Geschichte als Geschichten "von unten". Nicht die der Krupps, Thyssen oder Stinnes, der Amerongens, Flicks und Finks.

"Kleine Leute", aber große Geschichten, große Leistungen. Im Sinne von Brechts "Fragen eines lesenden Arbeiters" – "Wer baute das sieben-torige Theben ? In den Büchern stehen die Namen von Königen."

Davon handelten die Abende unserer neuen Reihe "Vor Ort." Dokumentarische Arbeitsweise, die nur gelingen konnte, wenn wir uns auf andere Werte, andere Sichtweisen von Gesellschaft einließen – wir verstanden, dass auch jene Träger von "Geschichte" sind, die Jahrhunderte lang nicht in Archiven gespeichert, in Geschichtsbüchern genannt wurden; dass es viele Wahrheiten über eine Zeit, eine Region gibt, über das, was einen Menschen, was ein Leben zu einem Teil der Gesellschaft macht.

Wir schufen einen damals im Fernsehen noch neuen dokumentarischen Journalismus. Der "Originalton" von Zeitzeugen, die nicht den Hauch bürgerlicher Verquastheit hatten, wurde uns zum Credo. Im Hörfunk entwickelten wir die ersten "Originalton-Hörspiele": Laien – Lehrlinge, Arbeiter, Hausfrauen - wurden nicht länger journalistisch beschrieben, sie schrieben und spielten selbst; Widerstandskämpfer aus dem Faschismus, alte Gewerkschafter erzählten, was wir in keinem Museum, in keiner Schulstunde gehört hatten. Wir, die Macher, verstanden uns nur als "Helfer", neue Töne, neue Bilder zu ermöglichen – neue Inhalte, eine andere Sprache. Eine Kultur, die bislang nicht im "Kulturprogramm" gelaufen war.

Wir mussten lernen – dass diese Menschen ihre eigene, subjektive Sicht der Geschichte hatten, dass sie nicht medieneil zu Kamera und Mikro drängten, sondern wir ihr Vertrauen gewinnen mussten. Dadurch, dass wir ihnen, anders als heute in den meisten Medien, sehr viel Zeit einräumten, diese darzustellen. Keine O-Ton Häppchen, kein alibhaftes Alltagsdekor in einem glatten Journalismus, kein Voyeurismus ("wen hatten wir noch nicht in der Sendung?"), wie es heute Mode geworden ist.

Das in den Siebziger Jahren Neue, die "oral history", so sollte ich bald lernen, war in anderen Kulturen eine uralte Tradition. Als ich 1978 den WDR verließ, um in Sambia ein Medienprojekt aufzubauen, später viele Jahre mit Journalisten, Schriftstellern, Theaterleuten in vielen anderen afrikanischen und asiatischen Ländern zusammen bemüht, Medien zu entwickeln, die denen eine Stimme geben sollte, die in den Staatssendern nicht vorkamen und nicht in den wenigen nationalen Archiven und Museen, wurde "oral history" ein Schwerpunkt unserer Arbeit.

In den Dörfern, wo die Alten lebten, zurück gezogen aus den Minen, in denen sie geschuftet hatten, aus dem Überlebenskampf der neuen Städte, lebte die jüngste Geschichte dieser jungen Nationen – nicht aufgeschrieben. Der alte Bauer, der für das "Empire" im II. Weltkrieg gegen die Deutschen gekämpft hatte, der alte Mann, der zu Fuß in die Minen nach Johannesburg gelaufen war und zurück, der nichts vom Gold, das er schürfte, bekam, die "sages femmes", die traditionellen Hebammen, die Heilerinnen und Heiler, die von der "weißen Medizin" verachtet, das Jahrhunderte alte Wissen um Heilpflanzen, um Schamanismus bewahrten und weiter vererbten, erst jüngst wieder beachtet und geschätzt.

Die Alten waren die Bewahrer traditioneller Landkulturen, die nachhaltig und angepasst waren, eines Kommunitarismus, der basisdemokratisch war. Ihre Geschichten passten und passen nicht in die katastrophale "Modernisierungs-Politik" der Neuen Eliten, die das "Volk" für dumm und rückständig hält - und erst langsam wird klar, den Menschen ihre Stimmen zu nehmen, sie ihrer Geschichte zu berauben.

"Wenn in Afrika ein Greis stirbt, verbrennt eine Bibliothek", sagte der große malische Schriftsteller Amadou Hampâté Bâ, der, wie wenige auf dem Kontinent, die Oralität Westafrikas, die von Generation zu Generation mündlich überlieferten Geschichten, der Herrscher wie der Beherrschten, die Mythen und Legenden sammelte und in seinen Romanen bewahrte. Ein Umdenken setzt ein, aber zu viele Bibliotheken sind mit ins Grab genommen worden.

Was hat dieser Exkurs mit den filmischen Dokumentationen für das Humpis-Museum in Ravensburg zu tun? Wir haben, im Gegensatz zu Afrika oder auch den anderen Kontinenten des Südens, Bibliotheken, seit es Klöster gibt und Universitäten. Und doch ist die Situation nicht sehr viel anders:

Auf dem Ravensburger Hauptfriedhof sind zahllose Gräber zu finden, auf denen die dieselben Berufe über drei Generationen eingraviert sind – und heute sind diese Generationenverträge zu Ende. Was geht damit zu Ende? Wer hat die Geschichte dieser Familienbetriebe, dieser Handwerke, dieser Traditionen aufgeschrieben? Da sind Gräber zu finden von Familien, in denen Vater, Brüder, und Söhne in kaum dreißig Jahren "gefallen" sind. Wer hat die Trauer der Mütter aufgeschrieben, die Unfähigkeit zu lernen, oder die Unmöglichkeit, diesem Wahnsinn zu widerstehen? Da sind Gräber, in der Mehrzahl, auf denen nur die Männer Berufe und Titel und Orden hatten. Was ist mit den Leistungen der Frauen, mit ihrer Arbeit, ihren Geschichten? Was für eine großartige Geschichte eines Handwerks sich hinter dem Grabstein-Titel "MetallblasinstrumentenbauMstr." verbirgt, kann der Sohn zwar noch

erzählen, aber wie lebten die Konfessionen in dieser Stadt zusammen, als es noch einen "Katholischen Leichenbestatter" gab, oder was predigte ein "Jubelpriester"? Was hätten uns jener Wirt und Bierbrauer und seine Ehefrau, die sich weigerten, den braunen Dumpfköpfen Bier auszuschenken, die heimlich, bis die letzten deportiert waren, Juden mit Essen, mit Bezugsscheinen unterstützten, zu erzählen? Für ihre Geschichten sind wir zu spät dran. Für viele anderen auch – zu wenige wurden befragt, die im "Zentrum", in Gewerkschaften, in der Arbeiterbewegung, im liberalen Bürgertum Widerstand geleistet hatten. Oder die letzten "Armen Schulschwestern", die im "Klösterle" gelebt, gewirkt haben – ihr Verständnis von gelebtem Glauben, von Bildung, von Gemeinschaft – für uns "Heutige" vielleicht kaum mehr nachvollziehbar?, hat in diese Stadt hineingewirkt, seit 1860. Sie alle zu filmen, zu dokumentieren sind wir zu spät.

Doch genau da setzen unsere Überlegungen an: welche Lebensentwürfe, welche Berufe, Erfahrungen stehen beispielhaft für die jüngere Geschichte dieser Stadt, die wir nicht dereinst auf Gräbern errahnen sollten, welche beruflichen, sozialen, politischen Notizbücher sind es wert, dass die Besitzer uns daraus vorlesen? Wie entscheiden wir, welche Geschichten den Besuchern eines Museums, gerade auch denen von außerhalb, etwas vom Gestern für das Heute zu sagen haben? Die "normalen", die ganz durchschnittlichen, geradezu prototypischen – weil genau diese des Bewahrens, des Überliefers nicht wichtig genug waren? Die außergewöhnlichen, die ungewöhnlichen? Weil diese ein Korrektiv zur Norm sein könnten, zu jenem Bild, das eine Periode vorgeblich ist? Und wann beginnen für uns die "Zeitzeugen"? Mit 70, oder mit 80 erst? Wie viel Leben, wie viel "Geschichte" muss jemand erlebt haben, um museale Glaubwürdigkeit zu haben? Oder wäre es vielleicht interessant, in zehn, in zwanzig Jahren einen Punk, einen 45-jährigen Hartz-IV-Empfänger in einem zeitgemäßen, der Zeit offenen Museum auf Video zu sehen? Was sind die Kriterien für Zeitzeugen eines Ravensburger Stadt-Museums? Wie viel "Ravensburg" müssen sie in sich angesammelt haben? Oder gehören dazu auch die ersten "Gastarbeiter", Vertriebene, Geflohene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten? Gehörten dazu auch die, die seit Jahrhunderte den Markt beliefern – und die Stadt-Land-Beziehung verkörpern, die Bauern aus dem Umland?

Im Moment Überlegungen für morgen. Da sind die ersten siebzig, achtzig Stunden Rohmaterial, oder gar mehr. Und die ersten Erfahrungen mit Menschen, die eine Kamera, ein Mikrofon nicht gewohnt waren. So viel steht fest – beglückende Erfahrungen.

Individuen, zwei starke Frauen, großes Herz beide und klarer Verstand, mutig die eine, weil sie, ein Skandal damals, einen Franzosen heiratete, einen "Besitzer", mit ihm, dem Koch, aus einer schwäbischen Wirtschaft ein Haute-Cuisine-Restaurant machte, die "Waldhorn" Senior-Chefin Veronika Bouley; die andere, weil sie eine ziemlich herunter gewirtschaftete Oberstadt-Boiz mit ihrem Mann, dem Koch, wie bei der "Kollegin", in einen Ort der Gastlichkeit verwandelte, in dem gefeiert und geheiratet, nach dr Leich getrauert wurde und für manchen alten Bürger im Viertel eine Suppe auch mal umsonst war.

Eine starke Frau auch die Tochter der Heimatdichterin, eine schon früh emanzipierte Frau, die ans College nach Amerika ging, als Deutschland noch in Schutt lag, mehr Sprachen lernte als Finger an einer Hand sind, die Welt kennt und die Heimat liebt.

Radikal neu, der Zeit voraus, die "Kinder" der Bauhaus-Gründer, das Architekten-Paar Hans & Maria Riempp, die einen Aufbruch dokumentieren mit ihrer damals sensationellen Neuwiesen-Schule, einen ungewöhnlich mutigen Entschluss auch in dieser Stadt.

Oder Erich Hausser, der "namenlose" Fotograf, der es schaffte, Albert Schweitzer zu fotografieren und den weltberühmten Clown Grock, Romy Schneider und zum Hoffotografen derer zu Waldburg & Wolfegg wurde, der pedantisch genau Jahr für Jahr Konfirmanden und Kommunionkinder fotografierte; im Stadtarchiv inzwischen aufbewahrt, werden sie eine unersetzliche Quelle sein, Lebensgeschichten solcher Jahrgänge für Heute aufzuspüren.

Sprudelnde, faszinierende, berührende Erzähler. Doch nicht alle waren leicht zu überreden, ihre Geschichten vor einer sich Kamera zu erzählen. Zu tief sitzt immer noch das alte Verständnis von Geschichte – dass nur "die Oben" etwas zu sagen haben, dass der "einfache" Mensch nichts beigetragen hat zur Geschichte, einer Stadt, der Gesellschaft generell.

"I bin doch bloß a oifache Schreinersfrau, I hon doch nix zom verzelle was en Wert hot", meinte Frau M., die Witwe eines Schreinermeisters, der seine Werkstatt in einem historisch bedeutsamen Gebäude hatte und in einem Wohnviertel, das durch die Industrialisierung der Stadt geprägt ist. "Ond wisset 'se, wie I aussieh?" Und dann sitzt sie doch im Garten, vor der uralten Papiermühle, in der nun drei junge Schreiner das Handwerk im Viertel bewahren, und ihre Geschichten in schönstem Schwäbisch sind das pralle Leben.

So war es auch mit Herrn W., der Maschinenmeister in der mal bedeutenden Textilfabrik Manz & Stimmler war. "I bin doch bloß an oifache Arbeiter gwese. Ond mi verschoht ma doch gar it". Und dann hatte er Geschichten über Arbeit & Maschinen, wie sie auch der alte Müllermeister Schuler am Stadtbach zu erzählen hatte, von Mühlrädern & Turbinen, vom Wasser des Flappach & der Industrialisierung. Ein ganzes Viertel in den letzten fünfzig, sechzig Jahren lebt in der mündlichen Geschichte von etwa zwanzig Zeitzeugen. Es dauerte

nicht lange, und Stolz war zu hören, auf das Handwerk, auf die Familienunternehmen, auf die Gemeinschaft, mit Selbstbewusstsein sprechen sie ihren Dialekt, und sagen Kluges, Witziges, Nachdenkliches – ein wundervolles Dokument für eine gelebte Sprache, im Gegensatz zu jenen dummdreisten Dialektperversionen wie "Hannes und dr Burgermoischtr".

Raum, finde ich, müsste aber auch sein im Humpis-Museum für die toten Zeitzeugen, für Geschichten aus der Vergangenheit dieser Stadt, dieser Region, die zum Leben erweckt werden sollten, idealerweise im überdachten Innenhof:

Die wenigen Zeugnisse der aufständischen Bauern aus dem Bauernkrieg 1525; die Volkslieder voller Spott auf die Herren, die Reisebeschreibungen jener Schwaben, die vom 15. bis ins 19. Jahrhundert in die Welt hinaus zogen, der Dominikus Mayer, zum Beispiel, der sich einschiffte zu den Jesuiten-Reduciones in Paraquay.

Raum für jene Heimatliteratur, die den Alltag der Menschen beschreibt, den Dialekt zur Literatur erhebt, vom Brot & der Not, vom Weggehen & vom Widerkommen, von den echten Gefühlen und nicht dem, was uns als "Heimat" von den Kastelruther Spatzen vorgesülzt wird: Maria Menz, Maria Beig, Sebastian Blau und Thaddäus Troll, Wendelin Überzwerch, Oscar Maria Graf, Peter Rosegger, Christian Wagner oder einer wie Elmar Bereuter, der beispielhaft "Geschichten von unten" schreibt und zum Leben erweckt. Und die vielen zarten, kostbar kleinen Musikformen, die nicht an den Höfen, sondern im "Volk" entstanden sind.

14.950 Zeichen